

BREGENZ

ST. GALLEN

VADUZ

CHUR

KUL

KULTURLEBEN RUND UM DEN 46. NÖRDLICHEN
BREITEN- UND DEN 9. ÖSTLICHEN LÄNGENGRAD

mit dem ausführlichsten
Kulturkalender der Region

Interview mit Eva Rieger

Peter Monauni im Porträt

Operette Balzers

KUL Februar 2010

Sonntag, 31. Januar 2010 . Ausgabe 1/10

Jemand, der schreibt

VON JENS DITTMAR

In jüngster Zeit werde ich ab und zu nach meinem Beruf gefragt: beim Arzt, auf Reisen oder auch im privaten Kreis. Und schon gerate ich in Not. Ich habe keinen ehrbaren Beruf mehr, stottere ich. Ich war mal Lektor, ich war mal Dramaturg und sogar Nachtportier, aber jetzt? Ich bin kein Schriftsteller, Dramatiker, Romancier oder Poet, noch nicht einmal Journalist, sondern jemand, der schreibt. Als Berufsbezeichnung kann das kaum gelten. Man denkt an Pop-Psychologie, Beschäftigungstherapie und Schreibwerkstätten. Andere erinnern sich an Schulaufsätze oder Tagebücher, Poesiealben und sogenannte Blindbände oder Paperblanks, von denen es viele schöne Exemplare im Buchhandel zu kaufen gibt. Aber keiner denkt an eine ernst zu nehmende Tätigkeit, geschweige denn an einen Broterwerb.

Dagegen haben es Journalisten richtig gut: Sie arbeiten für eine Zeitung oder Zeitschrift, allenfalls sind sie auch im Radio oder Fernsehen anzutreffen. Journalist ist ein respektable Beruf – so wie Lehrer oder Taxifahrer. Aber jemand, der schreibt, ist gar nichts.

Das würde sich allerdings ändern, wenn man Veröffentlichungen vorzuweisen hätte, etwa einen Roman, einen gedruckten, notabene. Aber bis es so weit ist, kann es lange dauern.

Um solches zu erreichen, könnte man zum Beispiel an Literaturwettbewerben teilnehmen, von denen es Hunderte gibt, einer fragwürdiger als der andere. Man schaue sich nur die Teilnahmebedingungen an und die mit dem Wettbewerb verbundenen Preise! Grotesk! Stadtschreiber in Deggendorf, Kulturaustausch auf Rügen, Arbeitsstipendium in Wanne-Eikel ...

Der Autor (um das Wort «Schriftsteller» zu vermeiden) stimmt der Veröffentlichung seines Textes stillschreibend zu und nimmt an der Mitternachtslesung auf der Zugspitze teil – ohne Honorar, versteht sich, denn mit der Preissumme in Höhe von 500 Euro (200 Euro für den zweiten Platz, eine Thüringer Bratwurst für den dritten) sind alle seine Forderungen abgegolten.

Und dennoch sind diese Wettbewerbe eine gute Sache, auch wenn sie nur dazu dienen, dem Veranstalter zur Ehre zu reichen und eine Anthologie zu füttern, die in keiner Buchhandlung erhältlich ist – ISBN hin oder her – und nur von den Wettbewerbsteilnehmern und deren Verwandten gekauft wird.

Wettbewerbe sind eine Schule des Schreibens, in der man lernt, wie man einen Text von hundert Seiten auf fünfzig Seiten eindampft, weil das die Wettbewerbsbedingungen verlangen. Und siehe da – es geht! Das Ergebnis ist zwar in jedem Fall ein anderes, aber selten schlechter als der Ursprungstext. Erneut aufgefordert, alles noch einmal um die Hälfte zu kürzen, ist auch das zu schaffen! Und so weiter und so fort.

Kürzen heißt, sich von Formulierungen trennen, die man nur deshalb liebgewonnen hat, weil sie einem durch ständige Wiederholung vertraut geworden sind.

Fazit: Es geht alles auch kürzer und in jedem Fall anders, alles ist entbehrlich, und überhaupt kann man die Schreiberei auch ganz lassen – ebenso wie das Lesen. Und warum lassen wir es dann nicht? – Ich habs schon oft probiert, wie früher das Pfeifenrauchen. Aber ehrlich gesagt, am liebsten redigiere und lektoriere ich. Deshalb werfe ich mir selbst die Brocken hip, an denen ich mich abarbeiten kann. Manchmal tuts auch eine der vielen Neuerscheinungen von der Bestsellerliste, die so miserabel geschrieben ist, dass es eine Freude ist, sie zu zerfleischen. Zugegeben – das ist nicht die feine Art. Deshalb ziehe ich es vor, meine eigenen Texte in die Mangel zu nehmen.

Damit hängt es dann auch zusammen, dass ich so lange brauche, bis ein Artikel endlich mal fertig wird. Von heute auf morgen geht gar nichts. Früher war das anders. Bei der Abschlussprüfung hatte ich beispielsweise drei Tage Zeit für einen Artikel über «Franz Mehrings Naturalismuskritik». Mit den achtzig Seiten, die ich nach zwei durchwachten Nächten abgeliefert habe, hätte ich beinahe das Thema verfehlt,

weil zehn Seiten auch gereicht hätten, um das Wesentliche zu sagen.

Ein Schriftsteller ist einer, dem Schreiben schwerer fällt als anderen – sagt Thomas Mann; dafür kann er besser streichen, was er zuvor geschrieben hat – möchte ich ergänzen.

So streiche ich zu meinem eigenen Nachteil und gegen meine eigenen Interessen, denn meist wird man nach Zeilen bezahlt. Gar nicht schreiben ist aber auch keine Lösung. Also bleibe ich jemand, der schreibt und schreibt und schreibt. Bis er eines Tages nicht mehr schreibt.

Jens Dittmar schreibt an einem Roman über Wilfried K., der vor dem Krieg nach Deutschland emigriert ist, wo er als Presse- und Propagandafotograf der Nazis tätig war. Nach seiner Gefangenschaft in Buchenwald bis zu seinem rätselhaften Unfalltod lebte er in seiner Heimatgemeinde Balzers. Erzählt wird die Geschichte von seiner Frau Doris, die er in jeder Weise hintergangen hat.



Bild pd